

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 24 (1920)

Artikel: Die kulturelle Bedeutung der Volkshochschule
Autor: Küffer, Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574323>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wert wäre. Geleitet von der Ueberzeugung, daß das Zusammenleben und -arbeiten in einer Familie die besten Bedingungen schafft für die Erziehung zum Leben in der Volksgemeinschaft, machte ich während der letzten Sommerferien den Versuch, einige junge Männer in die Familie aufzunehmen (vom 24. Juli bis 1. August in Sigriswil). Es sollte kein Kurs werden, ich wollte nur ganz einfach mit ihnen eine Woche lang zusammenleben und mit ihnen gemeinsam suchen, was Jeremias Gotthelf uns und unserer Zeit zu sagen hat. „Im Hause muß beginnen, was leuchteten soll im Vaterland“, dieses Gott helf-Wort war mein Leitgedanke, und deshalb nannte ich den Versuch „Jeremias Gotthelf-Woche“. Vier junge Männer aus verschiedenen Landesgegenden, aus verschiedenen Berufsarten, mit verschiedenen Anlagen und Charaktereigenschaften fanden sich bereit, ihre wenigen Ferientage zu solch gemeinsamer geistiger Arbeit zu benützen. Die Vormittage widmeten wir der Lektüre von Gotthelf (wir lasen den „Bauernspiegel“), an den Nachmittagen zogen wir aus zu Männern, die in Sigriswil und Umgebung wohnen und bei denen wir Auskunft über Land und Leute und Antwort auf manche Frage des geistigen und des leiblichen Lebens erhielten, und an den Abenden feierte man bei Gesang und Geplauder gemütlichen Abendsitz. Den Höhepunkt und zugleich den Schluß der Woche bildete eine öffentliche „Jeremias Gotthelf-Feier“ in der Kirche. Herr Prof. Otto von Greycz sprach zuerst über das Leben und Schaffen des großen Volkserziehers und -schriftstellers und las dann den „Sonntag des Großvaters“ vor. Es war eine Feier, wie sie auf die Initiative von Georg Küffer die „Volkshochschule Bern“ unter dem Namen „Volksfeierabend“ schon

mehrmales veranstaltet hat, nur verzichtete ich der besondern Verhältnisse wegen auf die Beiwörter „Volks“ und „Abend“ und wählte lieber eine Bezeichnung, die zugleich über die zu erwartenden Darbietungen aufklärte.

Schnell war die Woche und damit die Zeit, Erfahrungen zu sammeln, vorbei. Sie reichte nicht aus zur nötigen Vertiefung und Verarbeitung, man konnte nur aufnehmen. Die Zeit zu finden zur Verinnerlichung und vollständigen Besizergreifung mußte jedem einzelnen für spätere Zeiten überlassen werden.

Und doch hoffe ich, solche Wochen, seien es nun Gotthelf-Wochen oder Pestalozzi-, Gottfried Keller-, Spitteler-, Zwingli-Wochen usw., können viel Gutes wirken, wenn sie einmal in größerer Zahl besser ausgebaut und mit mehr Erfahrung durchgeführt werden. Ich stelle mir vor, sie könnten auch vorbereiten oder wenigstens anregen zum Besuch eines längeren Volkshochschulkurses. Durfte ich doch auch die Freude erleben, daß zwei junge Männer, die letztes Jahr in meiner und andern Gruppen der bernischen Volkshochschulgemeinde mitarbeiteten, nun diesen Sommer bei Fritz Wartenweiler im „Ruhbaum“ zu Frauenfeld weilen und dort mit großer Begeisterung schaffen und genießen.

Zum Schluß möchte ich es aber doch noch einmal aussprechen, daß es bei allen genannten Versuchen nicht auf die äußere Organisation, nicht auf den behandelten Stoff und nicht auf die Propaganda, die dafür gemacht wird, ankommt, sondern auf das, was der Volkshochschulvorsteher Poolsen zu Wartenweiler sagte, als dieser ihm seinen Entschluß mitteilte, es mit der Volkserziehungsarbeit in der Schweiz versuchen zu wollen (siehe „Aufbau“ Nr. 39). Er sagte: „Ja, Wartenweiler, aber dann muß es Ernst sein.“

Die kulturelle Bedeutung der Volkshochschule.

Von Georg Küffer, Bern.

Das Wort Volkshochschule erweckt zunächst hierzulande unrichtige Vorstellungen, insfern wir gewöhnt sind, bei Hochschule gleich an unsere wissenschaft-

lichen Anstalten zu denken, und da sie nicht volkstümlich sind, befremdet die seltsame und kontrastierende Zusammensetzung „Volks“- und „Hochschule“. Der

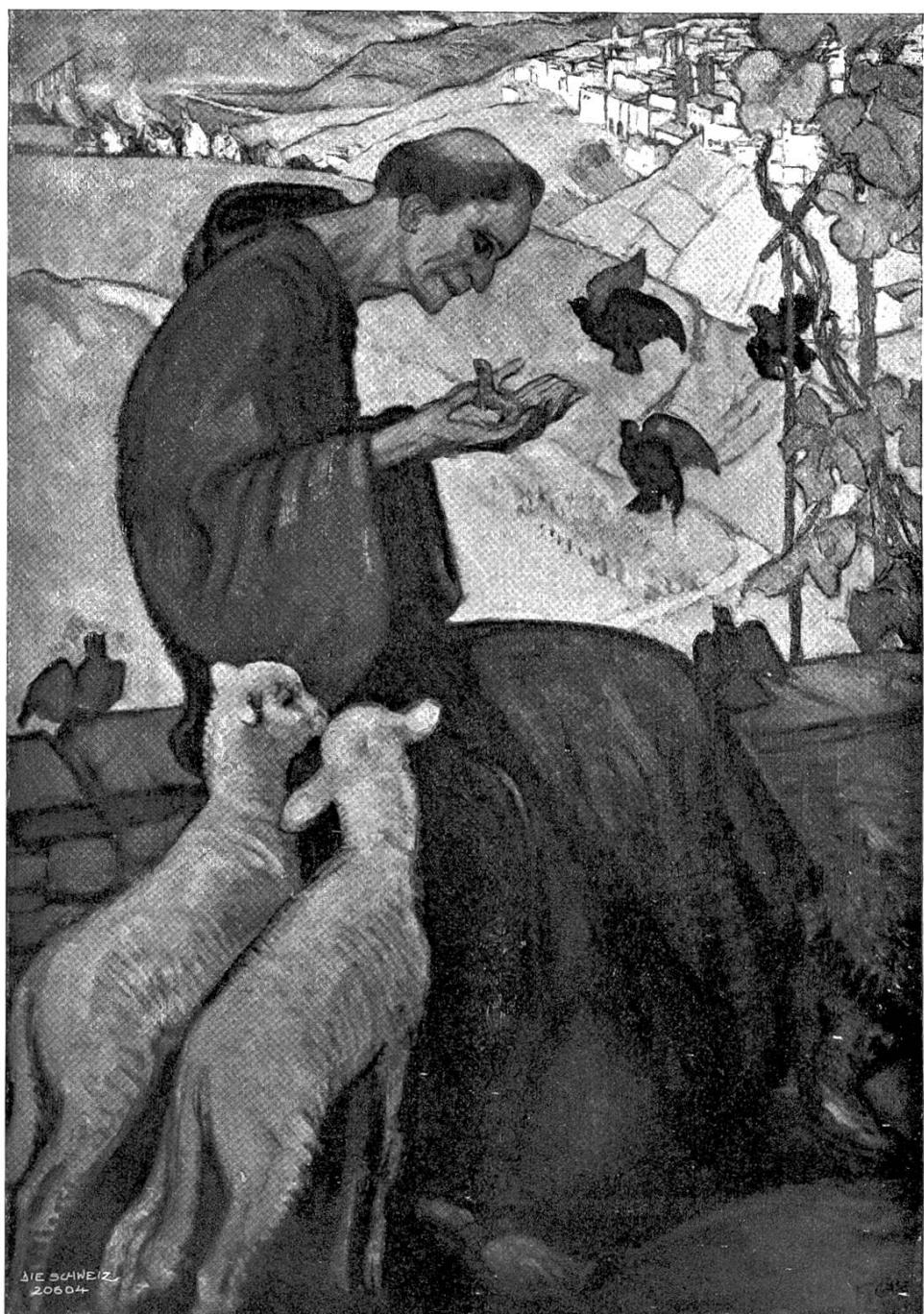
Name ist von Dänemark übernommen, wo nur eine Universität besteht und daneben ein ganzer Kranz von Volkshochschulen, die ihrem Wesen nach nicht in Verbindung mit jener gebracht werden dürfen. Universitätskreise fürchten, durch die Volkshochschule werde die Wissenschaft verflacht; Volkskreise befürchten, sie wolle einen das Volk nicht ansprechenden gelehrteten Zug ins Volksleben tragen — beide haben den Sinn der Volkshochschulbewegung gründlich mißverstanden. Je klarer die Volkshochschule ihren Aufgabenkreis nach allen Richtungen hin abgrenzt, umso einheitlicher werden sich die zusammen schären, die von ihrer Notwendigkeit überzeugt, ihr Wesen erfaßt haben und von ihrer Mission begeistert sind. Es fehlt nicht an Vorschlägen, die neue Bildungsbewegung (denn um eine solche handelt es sich) mit einem treffenden Namen zu bezeichnen. So ist in Württemberg der Name „Erwachsenen-Schule“ aufgetreten. Die vorgeschlagene Bezeichnung „Arbeiterschulen“ ist zu eng und hat nur eine Volkschicht im Auge, während es sich für uns um eine Angelegenheit des ganzen Volkes handelt. Der Vorschlag fiel, die jetzigen öffentlichen Schulen in „Kinderschulen“ umzutaufen und den Namen Volksschulen für die Art anzuwenden, die man jetzt Volkshochschulen nennt. Die Einbürgerung einer Institution, die ihres Ursprungs wegen an eine Bezeichnung geknüpft ist, die bei uns nicht zutreffende Vorstellungskreisen auslöst, erfordert eine klare Umschreibung ihres Aufgabenkreises, bis sie im Volksbewußtsein Wurzel gesetzt hat.

Der Gedanke, Volkshochschulen zu gründen, ist bei uns in manchen Köpfen, ganz unabhängig voneinander, entstanden. Er ergab sich aus der Notwendigkeit und war zur Durchführung reif. Zwar wird gegenwärtig unter dem oft bestehenden Titel manches in Szene gesetzt, das mit der Zeit wieder verschwinden dürfte. Einige sind ratlos, welche Gestalt das Gebilde annehmen muß, ob es eine Fachschule mit erweitertem Arbeitsplan, ob es den Charakter einer Parteischule erhalten soll. Doch lebt ein anderer Geist in der Bewegung.

Ein Volk bildet eine Kulturgemein-

schaft. In einfachen, ursprünglichen Verhältnissen nimmt das ganze Volk am Kulturleben teil. Das Volk ist Kulturträger und Kulturgestalter. Es gab Zeiten, wo die Volksseele unvergeßliche Blüten trieb, in Sage und Lied, in Bauart und Handwerk, in Brauch, Tracht — in der ganzen Lebenshaltung. Unsere Zeit ist innerlich arm: Differenzierung, Mechanisierung, Materialisierung! Alle Arbeitsgebiete haben sich so verästelt, denken wir nur an die Spezialisierung im wissenschaftlichen Be- und Getriebe, so daß schließlich alles auf Fertigkeit hinausläuft, statt auf zusammenfassende innere Durchdringung. Die ziellose Neufnung wissenschaftlicher Kleinarbeit mutet an, als ob unzählige Steinmeilen unermüdlich geschäftig wären, Steine herbeizuschaffen und zu behauen — für einen Bau, den niemand kennt und für den kein Plan da ist. Und wenn die Universitäten abseits des Lebens stehen und für ihre Kreise ihre Schäze äußen und hüten — und von den Studenten die Bildung doch nicht um ihrer selbst, sondern zur Erlangung einer Stellung gepflegt wird — so gehen ganze Volkschichten an den Gütern der Kultur vorbei, als ob sie nicht beständen — ja bis jetzt ist ihnen nicht einmal die Möglichkeit geboten, sich planmäßig Bildung anzueignen, und ihre Kräfte liegen für die Kulturgestaltung brach.

Die Aufgabe der Volkshochschule kann nicht sein, die Universitäten auf breiterer Grundlage nachzuahmen, sondern sie möchte fürs Leben fruchtbar gestalten, was die Forscher erarbeiteten; im Herzen des Volkes müssen die Gestalten der Dichter, die Töne der Musiker, die Weltanschauungsgebäude der Denker lebendig sein; dafür litten sie — nicht zur Unterhaltung der Nostalgen. Nach dieser Richtung handelt es sich um eine wahrfache „Sozialisierung des Geistes“. Andererseits gilt es, die Massen dem geistigen Leben wieder zu gewinnen, welchem sie durch die Entwicklung der Technik entfremdet wurden. Ja, sie werden sich das geistige Leben erobern, und ihre Kräfte werden kulturgestaltend an der Formung der Lebensgestaltung arbeiten. Es handelt sich um einen Kulturvorgang, viel-



Fritz Silsi, St. Gallen.

Der heilige Franziskus. Ölgemälde.

leicht um einen langen Prozeß, um die Umformung des geistigen Lebens, das seine Träger nicht nur in akademischen Kreisen, sondern in den besten Kräften

des gesamten Volkes haben soll. Die Volkshochschule will, daß wirklich das gesamte Volk eine ausgeprägte Kulturgemeinschaft darstelle.

Die Sonnenblume.

Nur ein Märchen.

Von Heinrich Trüb, Zürich.

Der greise Gärtner mußte das kleine Blumenbeet vergessen haben. Es lag auch im fernsten Winkel des weiten Parks. Nun strohte es vor Unkraut und war doch früher das verhätschelste Flecklein Erde gewesen, auf dem sich nur die vornehmsten Blumen begegneten. Elfenbeinblasse Narzissen, übermütig-bunte Tulipanen, brokatene Stiefmütterchen und stolz-goldene Sonnenblumen hatten ehrgeizig gewett-eifert an Größe, Farbe und Duft. Denn ein strenges Gesetz war über sie alle ver-hängt gewesen: Wer nur ein bisschen lebensmüd oder träge war und nicht sein Wertvollstes aus sich hervorzauberte, wan-derte unerbittlich auf den Kehrichthaufen. Dafür hatte hier die Schönheit und die Vollkommenheit eine Weihestätte ge-funden. — Die Menschen hätten sich dies merken und nachahmen können; aber sie sind so menschlich beschränkt, daß sie nie daran denken.

Nun war also das prunkvolle Blumen-beet eine ganz gewöhnliche Wildnis ge-worden. Ueberall wucherten engbrüstige Grashalme und säuerlich lächelnde Sauer-fleefamilien. Alles kunterbunt durcheinander wie in einer Anarchie. Einen treuen Hüter der Ordnung gab's jetzt nicht mehr, und da nichts zu fürchten war, mißbrauchte jeder seine schrankenlose Freiheit. Eine zügellose Selbstsucht war das einzige, das sich entwickeln konnte. Es herrschte end-loser Krieg aller gegen alle, in dem — wie immer — die Stärksten und Rücksichts-losesten Sieger blieben. So verhungerten zu allererst die schwachen Stiefmütterchen, obwohl sie von herzlich wenig Sonne hätten leben können; dann die Narzissen — und schließlich das bessere Unkraut selbst. Die gemeinsten Grasarten aber und die sauersten Sauerflees gewannen die Ober-hand, schwammen im Ueberfluß und stanzen vor Hochmut. Sie saßen so un-

funktiviert auf diesem feudalen Humus wie Bettelbuben auf einem Königsthron. Nachdem sie sich gegenseitig kämpfbereit gemessen hatten, wurden sie anhängliche Freunde. Eine besondere Zuneigung empfanden sie zwar zueinander keineswegs; aber die Aussichtslosigkeit auf ein gänzliches Niederkriegen und das augen-blückliche Schwächegefühl veranlaßte sie, Frieden zu schließen. Sie verbündeten sich und verteilten ehr- und redlich das fremde Land.

Damit wäre nun alles erledigt ge-wesen, wenn nicht eine Sonnenblume aus dem verschwundenen glücklichen Blumen-zeitalter übrig geblieben wäre. Sie hatte alle Kriegslisten zuschanden gemacht und schien auch für die modernste Strategie un-besiegbar zu sein. Diesen Ruhm mußte sie zwar ihren persönlichen Eigenschaf-ten und ihrer ausgezeichneten Stellung zugute halten. Denn sie wurzelte ge-rade in der Mitte des rechtlös gewor-den-en Beetes, war zweimal so groß wie ein ausgewachsener Mensch, hatte einen Stengel wie ein wackeres Obstbäumchen und trug eine Riesenblume, hinter der sich bequem vier Mädchengesichter hätten ver bergen können. Die beiden Sieger aber — die Grashalme und die Sauerflees — empfanden sie mit der gleichen Unlust, wie einen Dorn im Auge, da sie ihren vollen Triumph schmälerte; und sie hintersannen sich beinahe, wie dieses „ancien régime“ am besten zu beseitigen wäre. Dies Schmähwort hatte ein dürrer Strohthalm ausgehefft, der das Französische bevor-zugte, weil er einst von einer welschen Gouvernante angepuckt worden war.

Aber die Sonnenblume thronte so könig-lich-fern über allem Gemeinen, daß sie gar nichts mehr merkte von den Angriffen und das niedere Gesindel nicht einmal be-achtete. Sie starnte voll Sehnsucht in das